

Reise in den Wilden Westen. Teil II

Autor(en): **Manthey, Marlene**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **40 (1960-1961)**

Heft 9

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161124>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Reise in den Wilden Westen (II)¹

MARLENE MANTHEY

Häuptling Jones ist ein moderner Mann

Brigham City, Utah. — Am Pfad der Tränen, auf den der Weiße Mann die Indianer trieb, als er ihre Jagdgründe unter den Pflug nahm, leuchten von Jahr zu Jahr mehr goldene Meilensteine: Öl, Uranium, Erdgas, Tourismus... Manche Stämme sind über Nacht Millionäre geworden. Andere sitzen immer noch im Armenhaus.

«Wenn Sie ein echtes Reservat sehen wollen, müssen Sie sich eilen. In einer oder zwei Generationen ist alles vorbei», sagte man uns auf der Indianer-Administration in Washington.

Das «echte» Reservat der Navahos, der größten Indianer-Nation der USA, zieht sich über 25 000 Quadratmeilen Arizonas, Utahs und Neumexikos hin. Zwei Drittel der Größe Österreichs: rote Tafelberge, die steil aus dem Wüstenhochland aufspringen, Canyons mit vertrockneten Flüssen, braunblaue Höhenzüge, silbrige Salbeibüsche, ein paar Wachholder, ein paar Zwergkiefern, deren Früchte gegessen werden. Und auf dem Boden das graugrüne Gerinnsel, einer Vegetation, das die Indianer Gras nennen. 64 ha dieser Weide sind nötig, um ein einziges Pferd durchzubringen. Hier und dort in dieser Mondlandschaft begegneten wir einer Schafherde, einem Indianer zu Pferde, einem Haufen Hogans — Hütten aus Pfählen und Erdreich, ohne Fenster, ein Rauchloch in der Mitte, die Türen immer nach Osten gewendet.

Aber in Window Rock, der «Hauptstadt» des Reservates, wo diese Wüstenneien mitsamt ihren 90 000 Bewohnern verwaltet werden, stehen moderne Häuser, surren elektrische Buchungs- und Registriermaschinen. Dies ist der Wigwam von Paul Jones, dem «Vorsitzenden des Navaho-Stammesrats», zu deutsch: dem Häuptling. Mit Hilfe von 800 Beamten und den besagten Büromaschinen verwaltet er die 12 Millionen Dollar, die jährlich aus Öl-, Uranium- und Erdgasrechten, Tourismus usw. einlaufen, betreibt zwei Gästehäuser und zwei Restaurants, kauft jährlich für 500 000 Dollar Kleider und Textilien ein, baut eine Sägemühle für 8 Millionen Dollar, betreibt ein Werbebüro, das sich besonders für den Bau des Navaho-Staudammes im Reservationsgebiet einsetzte, für den der Kongreß inzwischen die Gelder bewilligte. Er registriert die Schafhalter und ihre Herden, plant neue Industrien, die 10 000 Navahos ernähren sollen, vergibt Stipendien, baut Schulen und versucht, Geburten,

¹ Erster Teil in Heft 8, November 1960, der «Schweizer Monatshefte».

Heiraten und Todesfälle zu registrieren. Jeder Familie, die die Geburt eines Kindes anmeldet, wird eine Babyausstattung überreicht.

«80% der Navahos sind Analphabeten — die Kindersterblichkeit ist dreimal und Tuberkulose fünfmal häufiger als außerhalb des Reservats. Für 20 000 Kinder fehlen Schulen, denn der Stamm vermehrt sich rapid. 1868 waren wir 7500 Navahos, heute fast 90 000 — wir bekommen im Gegensatz zu weitverbreiteten Gerüchten keinen Cent von Washington. Die meisten Navahos leben von der Schafzucht. Da das Land höchstens 30 000 Menschen und nicht 90 000 ernähren kann, liegt das mittlere Einkommen bei 150 Dollar pro Kopf und Jahr. Hinzu kommen 130 Dollar aus Öl, Uranium und anderen Einnahmen, die aber in die Stammeskasse fließen und lediglich zur Industrialisierung des Reservats verwendet werden; — es ist ebenfalls ein Märchen, daß Indianer nicht wählen dürfen; jeder Indianer in ganz USA kann wählen, wenn er Lust hat — das Land gehört dem Stamm, die Familien haben nur Weiderechte —. Ja wir haben immer noch Medizinmänner, und auch die Ritualtänze und das Ritualsingen werden immer noch praktiziert, stören sich aber nicht mit den verschiedenen christlichen Bekenntnissen — denen 90% des Stammes angehören.»

Die Familie Chee, die wir dann besuchten, lebt noch «ganz wie früher». Fünf Hogans stehen hier beisammen, ein Schafkral, ein nicht so alter Ford, ein Leiterwagen mit einer Zinktonne darauf — fünf Kilometer weit muß das Wasser geholt werden. In den fünf Hogans, die wie übergroße Maulwurfshügel aussehen, wohnen fünf Mrs. Chee — die Mutter und vier Töchter mit ihren Männern und Kindern. Denn bei den Navahos herrscht eine Art modifiziertes Mutterrecht: wenn ein Mann heiratet, zieht er zum Klan der Frau.

Die Männer trugen blaue Drillichhosen, karierte Hemden und ein Tuch um die Stirne. Wir sahen mehrere mit langen Haaren. Die Frauen trugen lange Röcke und Samtjacken. Die alte Squaw kochte auf einem kleinen Herd Kürbis, Hammelfleisch und Kaffee. Dazu gab es Maisbrot.

Man hat gesagt, daß Indianer an Zigeuner erinnerten, was insofern nicht stimmt, als die Indianer sehr viel scheuer und — ehrlicher sind. Was den Lebensstil betrifft, so erinnert er an sehr arme Bewohner sehr entlegener Hochtäler Europas. — Als wir gingen, zeigte man uns noch die Schafpelze, auf denen die Familien schlafen, mit den Füßen zum Feuerplatz in der Mitte des Hogans. Auch kauften wir ein silbernes Armband mit Türkisen, die auf dem Reservat gefunden werden. Das Silberschmieden, früher eine Männerarbeit, wird immer mehr von den Frauen übernommen, da der Stammesrat versucht, die Männer für einträglichere Arbeiten umzuschulen.

«Was die Navahos brauchen, sind Schulen und Wasser», sagte unser Führer, ein Mormone aus Salt Lake City, der zur Missionsarbeit ins Reservat geschickt worden war. «Die US-Regierung hat bis heute ihre Verpflichtung aus dem Vertrag von 1868 nicht eingehalten, als für je 30 Kinder ein Lehrer zugesagt

wurde. Und wenn hier Wasser wäre... , das ist fruchtbarster Boden. Der Navaho-Damm soll 60 000 ha Land bewässern für Gemüse- und Zuckerrübenbau.» Er erzählte uns, daß der Stamm 10 000 Dollar für Regenmacherei ausgegeben habe, doch sei die Luft zu trocken. Er berichtete auch vom Ressentiment der Indianer gegen die Weißen. «Fort Sumter», wo der Stamm von 1863—1868 interniert war, nachdem er grausam dezimiert und des besten Landes beraubt wurde, sei heute noch ein Schreckenswort. Und daß die Bundesregierung vor 25 Jahren dem Stamm 400 000 Schafe abkaufte, um die weitere Erosion des Weidelandes zu verhindern, und danach die Schafhaltung begrenzte, versteht man heute noch nicht.

Indessen hat der Große Weiße Vater in Washington einiges gutgemacht, als er 1950 den Navahos und den 4000 Hopis, die in ihrem Reservat leben, 90 Millionen Dollar für Schulzwecke bewilligte, unter der Bedingung, daß sie zur Emanzipation der Navahos beitragen sollten. Wie dieses «Mündigwerden» vor sich geht, sahen wir in der Intermountain-School in Brigham City, 600 Meilen nördlich des Reservates. 2300 Navaho-Kinder zwischen 10 und 20 Jahren lernen hier den Anschluß an die Zivilisation. Zunächst lernen sie englisch sprechen, in Betten schlafen, mit Löffel und Gabel essen, sie gehen erstmals in eine Stadt, sehen einen Film, sie lernen lesen und schreiben, weben, malen, kochen und sogar tanzen. «Das ist eine ungeheure Leistung für Lehrer und Schüler», sagte uns der Schulleiter, der halb irischer, halb indianischer Abstammung ist. Er stellte uns die Vorsitzenden des Schülerklubs vor, sechs Jungen und Mädchen zwischen 12 und 18 Jahren, die genau wie andere amerikanische Teenager aussahen, aber sehr viel scheuer und ernster zu sein schienen. Wir erlebten eine Webklasse von 16- bis 20jährigen Mädchen, die überhaupt kein Englisch sprachen und zum erstenmal zur Schule gingen. Wir sahen Aquarelle, die man auf jeder Ausstellung hätte zeigen können. Da die Indianer handwerklich und künstlerisch sehr geschickt sind, wird der praktischen Ausbildung besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Tapezierer, Mechaniker, Tischler, Krankenschwestern, Haushaltpflegerinnen werden hier ausgebildet. — In der Aula erlebten wir eine Tanzstunde. Eine indianische Tanzlehrerin sagte die Schritte, mahnte zum Tanzen, aber die 12- bis 14jährigen waren so scheu, daß sich nur zwei Paare aufs Parkett wagten. «Das ist eines der Tabus. Man faßt einen Navaho des anderen Geschlechts nicht an, ohne sich vorher über seine Klanzugehörigkeit informiert zu haben. Denn der Klan hat vor allem die Funktion, Inzucht zu vermeiden. So stark sind die Tabus, daß es noch vor wenigen Jahren vorkam, daß eine Indianerfamilie im Auto einen Vorhang zwischen den Vorder- und Hintersitzen hatte, damit der Fahrer seine Schwiegermutter nicht sehen konnte. — Dieses Mal hatten wir übrigens erstmals keine Tuberkulosefälle unter den neuen Schülern. Aber es gibt jedes Jahr einige Kinder, die, wenn sie krank werden, nach Hause wollen, um vom Mediziner behandelt zu werden. Niemand würde es hier wagen, dies als Aberglauben zu bezeichnen... »

Utah braucht Wasser

Salt Lake City, Utah. — Worüber spricht man in Salt Lake City? Was bewegt die 300 000 Menschen, die zwischen Rocky Mountains und Salzwüste 4000 Kilometer vom Atlantik und 12 000 Kilometer vom Eisernen Vorhang entfernt leben?

Gouverneur Clyde von Utah gab mir ein Interview. Es dauerte anderthalb Stunden. Eine Stunde lang sprach der Regierungschef von Utah über das brennende Problem seines Staates: Wasser. Eine halbe Stunde hatte er für die russisch-amerikanischen Beziehungen übrig, obwohl er kurz vorher Rußland bereist und eindringlich vor Appeasement und Selbstzufriedenheit gewarnt hatte.

Gouverneur Clyde, Wasserspezialist, Mormone und Republikaner, saß an einem riesigen Schreibtisch im Capitol, hoch über Salt Lake City — das einzige Capitol der USA, das weniger gekostet hat als veranschlagt war. An ihm und zwei Fahnen vorbei blickt man zum Fenster hinaus. Links liegen die lilabraunen Wasatchberge der Rocky Mountains, rechts die kupferne Oquirrh-Kette. Dazwischen die Salzseestadt, gefüllt mit Gärten und Häusern, Straßen, Bäumen und Bürobauten. Die sechs Türme des Mormonentempels gleißen in der Sonne. In der Ferne schiebt sich ein Stahlwerk aus dem Dunst.

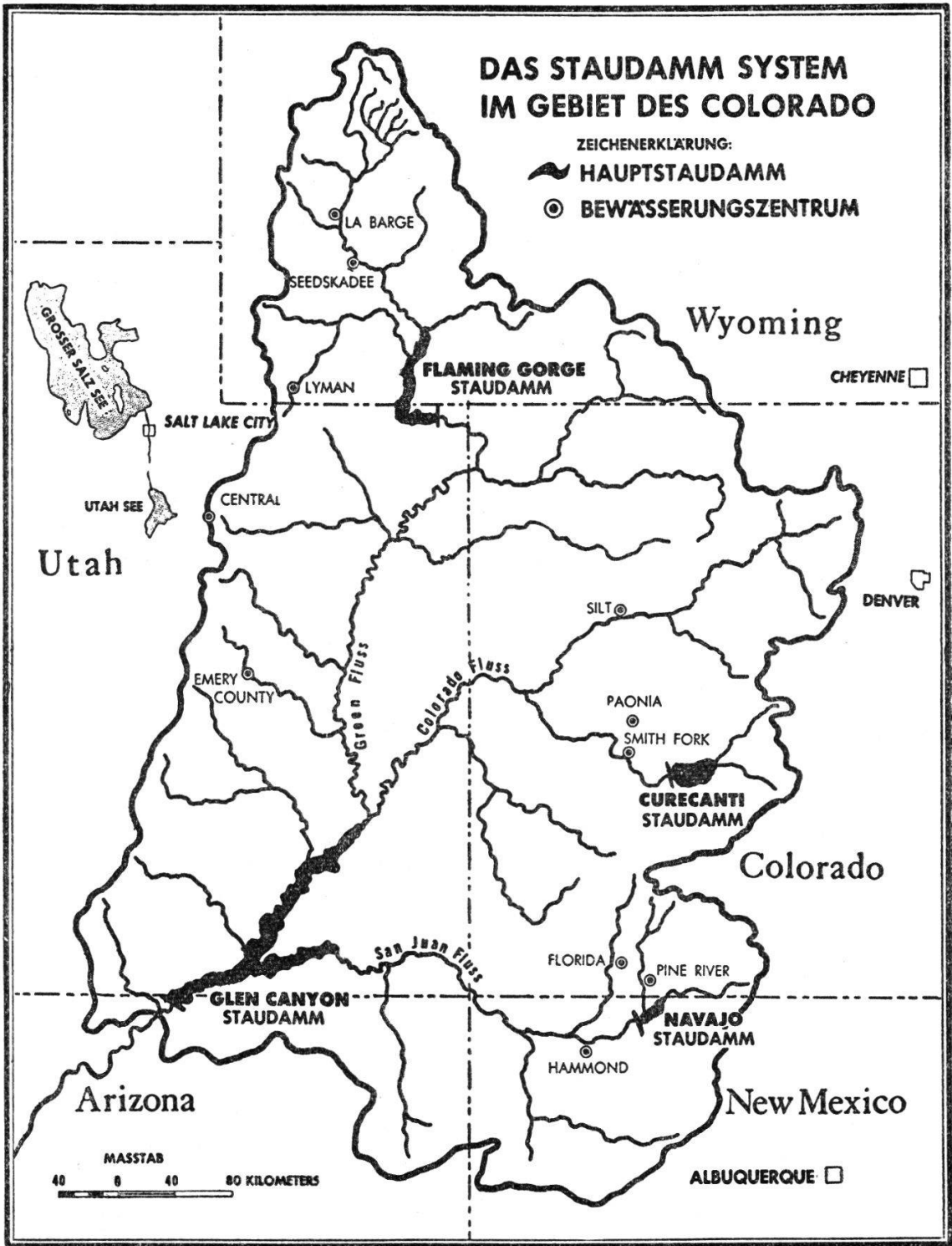
«Wir brauchen Wasser», sagte der Gouverneur. «Wasser ist mehr als Gold. Wasser ist Gras, Vieh, Industrie, Arbeit, Schulen. Wasser ist Leben...»

In der Tat ist Wasser hier ein wirtschaftliches, staatliches und religiöses Anliegen. Denn Utah, zu 75% von Mormonen bewohnt, ist ein Kirchenstaat, und die Mormonen sind mehr als eine religiöse Gemeinschaft, nämlich eine soziale Ordnung. Die Mormonen brauchen Utah, das «Zion des amerikanischen Kontinents», und Utah braucht Wasser.

Europäer sind gewöhnt, daß Wasser so vorhanden ist, wie die Luft zum Atmen. Aber hier im Westen ist Wasser das, was anderswo Lebensraum ist. Denn erst durch Wasser wird die Wüste mehr als ein Verkehrsproblem. Folglich streitet man sich um Wasser wie man sich in Europa um Grenzen streitet. Intrigen, Spionage, Lobbying, Mord und Totschlag — alles um Wasser.

Das Wasser, um das es in Utah geht, ist der Kolorado. Die Staaten, die sich seinetwegen streiten, sind die vier des oberen Beckens: Wyoming, Utah, Kolorado und Neumexiko, die in solider Allianz gegen das untere Becken, nämlich Nevada, Arizona, Kalifornien zusammenstehen. Denn hier spielt dieser Fluß die gleiche Rolle, die der Rhein in Europa spielt. — Er entspringt in einem Netz von Quellflüssen in Kolorado, Wyoming und Neumexiko, fließt durch Utah und Arizona und bildet die Grenze von Arizona, Nevada, Kalifornien und Mexiko.

Wem gehört sein Wasser? 1922 schlossen die Anlieger den «Colorado Compact», der dem oberen und dem unteren Becken je die Hälfte des Wassers si-



chert, was indessen nicht hindert, daß sich jeder übervorteilt fühlt. Arizona war derart verbittert, daß es 22 Jahre lang nicht ratifizierte und sogar die Nationalgarde zu den Waffen rief, um den Bau des Hoover-Dammes zu verhindern. Als es 1944 beitrug und 1945 auch mit Mexiko ein Abkommen zustande kam, endete dies den Kampf nicht, der ein Kampf für die Zukunft ist. Denn Kalifornien hatte bei Abschluß des Vertrages 3 Millionen und heute 15 Millionen Einwohner. Es rechnet mit 30 Millionen Menschen im Jahre 1975. Man rechnet damit, daß sich Arizona in der nächsten Dekade um 50 Prozent, Nevada um 60 Prozent vermehren wird, gegenüber einem Bundesdurchschnitt von 19 Prozent. Die Anlieger befürchten nun, daß Kalifornien ihnen — Vertrag oder nicht — einfach auf Grund von 30 Millionen Menschen das Wasser stehlen werde. Sie haben daher den Ausbau des oberen Beckens beschlossen, dessen erste Stufe ohnehin 40 Jahre währen wird. Bis jetzt hat der Kongreß 938 Millionen Dollar bewilligt, mit denen die ersten vier Dämme errichtet werden. Doch dürften mindestens 3 Milliarden Dollar nötig sein, um das Nahziel an Flußregulierungen, Dammbauten und Kraftwerken zu verwirklichen.

«Kaum jemand im Osten der Staaten und nur wenige hier im Westen sind sich darüber klar, welche gewaltige Wandlungen der Bau dieser Wasserspeicher und Stromerzeuger bewirken wird. Das ganze Gesicht Nordamerikas wird er verändern. Denn die sieben Anliegerstaaten sind doppelt so groß wie die sechs Mitglieder der Europäischen Gemeinschaft. Allein die Staudämme, die im Bau sind, werden Wüstenland von der anderthalbfachen Größe Westdeutschlands bewässern. Sie werden außerdem Trockenfarmgebiete, das ist spärlich irrigiertes Land, dreimal so groß wie Westdeutschland, versorgen. In Gegenden, wo wir bisher nicht einmal Schulen haben können, weil kein Wasser dort ist, wird man Fabriken bauen können. . . »

Die Größenmaße sind wahrhaftig für einen Europäer schwer zu fassen. Der Glen-Canyon-Damm an der Grenze von Utah und Arizona, den wir im Bau sahen, wird hinter sich einen See von 300 km am Colorado River und 100 km am San Juan River ansammeln. Die bizarre Küstenlinie, die sich in bisher unbetretbare Canyons und Schluchten drückt, wird 2880 km lang sein, das ist die Strecke von Narvik nach Neapel.

Und was macht Kalifornien? «Die haben genug Wasser, wenn sie es aus dem regenreichen Norden in den trockenen Süden pumpen», meinte der Gouverneur. «Kostet natürlich Geld. . . Außerdem haben sie Meerwasser.» — Über die 1,7-Milliarden-Dollar-Anleihe für das Feather-River-Projekt, das mehrere Dämme sowie 1000 km Pipelines und Pumpstationen umfassen wird, soll bei der nächsten Wahl abgestimmt werden. Insgesamt soll Kaliforniens Wasserproblem mit 260 Staudämmen gelöst werden, die elf Milliarden Dollar kosten werden.

Über die Zweckmäßigkeit, Wasser in großen Staudämmen zu konservieren, streitet man sich seit Jahren, denn allein 12% gehen durchschnittlich durch

Verdunstung verloren, und von drei aufgefangenen Kubikmetern Wasser erreicht nur einer den Verbraucher. Über einen anderen Versuch, den ein Fremder — aus Kansas — in Utah unternimmt, spricht man hier viel. Vor fünf Jahren kaufte er Wüstenland, das 2 Dollar pro acre kostete. Er begann Quellen zu bohren und das Land zu graduieren: riesige Maschinen hoben die Krume vom Untergrund, ebneten Hügel ein und füllten Täler auf und packten die Krume wieder darauf. Das Einebnen ist notwendig, um gleichmäßige Bewässerung und maschinelle Landwirtschaft zu ermöglichen. Dieses Land trägt heute Gemüse und ist 100 Dollar pro acre wert. Aber das Quellenbohren und Planieren kostet Millionen und außerdem senkt es den Grundwasserspiegel, so daß «aufgewassert» werden muß. Das heißt, man lenkt im Frühjahr die Bäche einfach über Geröllhalden ab, wo sie in die Erde einsickern. Aber damit ist das Wasser wieder nicht für Stauzwecke und zur Stromerzeugung verfügbar.

«Was hat Ihr Dichter Goethe gesagt... Amerika, Du hast es besser!? Der ist wahrscheinlich niemals hier gewesen...»

Utah und sein Auserwähltes Volk

Salt Lake City, Utah. — Man kann eine Reise durch den Westen der USA nicht abschließen, ohne sich mit einer zwischen den Rocky Mountains und der Sierra Nevada allerorten spürbaren Macht auseinanderzusetzen: den Mormonen. Denn obwohl man darauf vorbereitet ist, wird man bei einem Besuch dieses Gebiets immer wieder von der Erkenntnis fast erschlagen, daß hier etwas vor sich geht, was in diesem Ausmaß und mit dieser Intensität heute nirgends auf der Welt geboten wird: Kirche im Status nascendi.

Es soll hier nicht versucht werden, das Mormonentum als Religion zu beschreiben. Das ist eine undankbare Aufgabe. — Abgesehen von der religiösen Seite aber ist aus der von den Mormonen vor hundert Jahren organisierten Kolonisation des Westens der USA eine soziale Ordnung erwachsen, die der ganzen Region ihren Stempel aufdrückt. Denn diese Gemeinschaft wäre wahrscheinlich mit den tausend anderen Neureligionen vergangen, die während der großen Erweckungsbewegung der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Amerika hochtrieben, wenn sie nicht bodenständig geworden wäre und einen Bauern- und Pionierstaat gegründet hätte.

Als Folge ihrer vorbildlichen Besiedlung des Westens, ihrem Nachdruck auf dem einfachen Leben und den bäuerlichen Werten, der Verankerung des alttestamentlichen und christlichen Gedankengutes in Amerika — sie lehrt, daß das Tausendjährige Reich Gottes auf Erden in Amerika, und zwar mit der Hauptstadt Independence in Missouri errichtet wird — hat sie eine staatsbildende Kraft entwickelt, die sie zu einer weit über ihr ursprüngliches Siedlungsgebiet hinaus einflußreichen Macht im heutigen Amerika werden ließ.

Die Stadtanlage von Salt Lake City richtet sich ganz auf den Tempelplatz aus und die umliegenden Verwaltungsbauten der LDS, wie die Mormonen hier in Abkürzung ihrer englischen Bezeichnung Latter Day Saints heißen. Steht man vor dem Hotel Utah — dem Waldorf Astoria des Westens —, sieht man um sich einen Teil des ökonomischen Imperiums der Kirche, von der oft behauptet wird, sie sei an fast allen großen Wirtschaftsunternehmen des Westens beteiligt. Im November 1957 zählte die Zeitschrift «Businessweek» einige der Unternehmen auf, die die Mormonenkirche direkt kontrolliert, unter anderem vier Großbanken, zwei Versicherungsgesellschaften, ein Warenhaus mit Großhandelsverteilung, die Utah-Idaho Zucker Company, eine Tageszeitung, eine Radio- und Fernsehstation sowie eine der größten Rinderfarmen des Landes. Ermöglicht wird dies durch die Abgabe des Zehnts und die moderne Geschäftsführung der Wirtschaftsabteilungen der Organisation.

Wie weit der Einfluß der Kirche andererseits auch in die private Sphäre reicht, wurde uns klar, als wir im Hotel Utah in aller Harmlosigkeit einen Cocktail bestellten. Denn Utah ist trocken. Die LDS, 70 Prozent in der City, 80 Prozent im Staat, trinken keinen Alkohol, keinen Kaffee, keinen Tee. Unnötig zu sagen, daß sie auch nicht rauchen. Indessen kann man in den staatlichen Branntwein-Depots auf eine Lizenz Whisky kaufen und in seinen vier Wänden konsumieren.

Ob die Abstinenz wirklich der Grund für den zweifellos hohen moralischen Standard in Utah ist — Jugendkriminalität und Ehescheidungen liegen unter dem amerikanischen Durchschnitt — wagen wir nicht zu behaupten. Indessen steht der hohe moralische Standard der Mormonen in gewissem Gegensatz zu ihrem Ruf, da sie bekanntlich Vielweiberei als «göttliche Offenbarung» ihres Gründers trieben, bis im Jahre 1890 Kirchenpräsident Woodruff den Mut zu einem Manifest fand, das der Polygamie ein Ende setzte. Seither ist die Kirche mit aller Schärfe gegen die Vielweiberei vorgegangen. Dennoch bildet sie auch heute noch — wie die New York Times im November 1959 schrieb — ein gewisses Problem. Es ist das Problem von Splittergruppen, die an der «wahren Religion» festhalten und damit «Sektierer in der Sekte» werden.

Trotz ihren strikten Sitten sind die Mormonen indessen keineswegs sauer. Tanzen und Singen, Bildung und Künste werden groß geschrieben. Das Städtchen Provo mit 30 000 Einwohnern hat es fertiggebracht, die Wiener Philharmoniker unter Karajan zu engagieren. Und der Weg zur Brigham-Young-Universität wird einem von Tafeln gewiesen, auf denen so bemerkenswerte Lehrsätze wie «Niemand wird in Ignoranz erlöst»; «Die Glorie Gottes ist Intelligenz» verzeichnet stehen.

Daneben betreibt diese Gemeinschaft eine riesige Frauenorganisation mit regelrechten Schulungskursen, eine vorbildliche Wohlfahrtspflege und Armenfürsorge, eine Jugendorganisation und — nicht zu vergessen — ein eigenes Ahnenamt, mit nicht weniger als vierhundert Angestellten und ganzen Teams

von Fotografen in Europa, die alle Kirchenbücher, Standesamtseintragungen, Militärstammrollen usw., deren sie habhaft werden können, mikrofotografieren und hier in Salt Lake City speichern und auswerten. — Blut und Boden, Ahnenforschung, Volkswohlfahrt, Kraft durch Freude, Frauenschaft, Jugendorganisation — uns schien, als hätten wir das alles schon vor tausend Jahren irgendwo einmal erlebt!

Dann gewährte uns der Präsident der Mormonenkirche ein Interview. Es war in der Tat ein Privileg. Denn David McKay, 86 Jahre alt und mit fliegendem weißen Haar das Urbild eines biblischen Propheten, erscheint in seiner Jugendlichkeit jedem Besucher als lebendiges Zeugnis für seinen Glauben und für den Bibelspruch, daß es der Geist ist, der lebendig macht. An der Spitze des Apostelkollegiums von zwölf Männern ist er der geistliche und weltliche Führer dieser Religionsgemeinschaft. Sein Wort ist Offenbarung. Daneben ist bekannt, daß er sich mit Börsenkursen und Verwaltungsproblemen so gut auskennt wie mit Bibelauslegungen. Seitdem er zur Präsidentschaft aufrückte, ist die Kirche — im letzten Jahrzehnt — um fast 50 Prozent gewachsen und hat etwa 400 Millionen Dollar in Tempeln, Gemeindehäusern etc. investiert. Doch lebt der Kirchenpräsident mitten in seinem Volk, nämlich in einem eher bescheidenen Hause in Salt Lake City, reitet heute noch mit 86 Jahren zu Pferde über seine Farm, die sein Vater der Wüste abrang und fährt zu Weihnachten seine fünfundzwanzig Enkelkinder im Pferdeschlitten durch die Straßen.

Als wir gingen, zeigte uns der Präsident den «General Ludendorff» in seinem Arbeitszimmer — eine Maserung in der Nußbaumtäfelung einer Tür. Das erinnerte uns daran, daß das Haus 1916 fertiggestellt wurde, als Ludendorff ein großer Name und David MacKay immerhin schon 43 Jahre alt war. — Im ersten Stock des gleichen Hauses zeigte man uns dann die Büros der zwölf Apostel. «Ezra Taft Benson» steht an einer der Glastüren. Er ist der derzeitige Landwirtschaftsminister der USA.

Fürwahr ein sonderbares Erlebnis im Amerika von heute: ein auserwähltes Volk, das in der Wüste siedelt, geführt von einem Propheten und zwölf Aposteln; das an das einfache Leben glaubt und daran, «daß Zion auf diesem, dem amerikanischen Kontinent errichtet werden wird».